



Diese Männer bedelen einst in Kunstblut und ließen sich öffentlich von Sonnenbänken bescheinen. Dann machten sie die deutsche Sprache in Großbritannien populär und wurden Stars: Franz Ferdinand FOTO: PHOMO

Die Turniermannschaft des Britpop

Heute erscheint „Tonight: Franz Ferdinand“, das dritte Album der Art-School-Rocker. Als ihr Prinzip Indie-Disco für Euphorie sorgte, titelte die britische Musikpresse: „Diese Band wird dein Leben ändern!“ Jetzt aber klingt ihr Sound nach Disco-Hedonismus, der schon etwas schwachbrüstig ist

VON DANA BÖNISCH

Würde man das Tanzverhalten Mitte der Neunzigerjahre in einer Grafik darstellen, hätte es die die Struktur einer Schere. Einerseits gab es Techno, also die kollektive körperliche Totaherausgabe. Andererseits gab es Indie-Rock und Britpop, und das hieß Rumschreien und Kopfknicken, in Ausnahmefällen auf der Stelle hüpfen. Das Jahrtausend ging zu Ende, und es änderte sich nicht viel, außer dass Britpop schon wieder tot war. Dann, um es ein wenig vereinfacht darzustellen, kam 2004 die Strokes und das neue Rock-'n'-Roll-Ding. Der Nährboden für die nächste Gitarrenbandhysterie war bereitet, die britische Musikpresse voll in ihrem Element, als zwei Jahre später Franz Ferdinand auf den Plan traten. „This band will change your life!“, titelte der *New Musical Express*.

Die Kunststudenten aus Glasgow hatten gerade mal eine Single veröffentlicht. Aber der vielzitierte Typ war in diesem Fall nicht so sehr böse Maschinerie als tatsächliche Euphorie. „Take me out“, die zweite Single, brach die Gitarren mit der Energie von elektronischer Tanzmusik zusammen. Ein Über-Pop song, der ohne die klassische Strophen- und Refrainstruktur funktioniert und in der Mitte spektakulär bricht, um ganze Tanzflächen in einen anderen Rhythmus zu zwingen – das war der Anfang des Prinzips Indie-Disco.

Im zuvor erschienenen „Darts of pleasure“ gibt es dazu die schönen, dadaistischen Zeilen: „Ich heiße superfantastisch/ich trinke Champagner mit Lachsfilet.“ Bassist Nick McCarthy ist in München aufgewachsen und sorgte mit seiner kleinen Eingebung dafür, dass Deutsch für Bri-

ten plötzlich einen schicken Unterton hatte. Dann die Gründungsmythen. Tatsächlich haben sich die Bandmitglieder an der renommierten Glasgow School of Art getroffen, genau wie schon Belle & Sebastian, die Stars des stillen Gitarrenzupfens der mittleren Neunziger. Sie besetzten ein altes Lagerhaus in Schottland legal, und nannten es „Chatwau“. Natürlich war jedes Konzert auch zugleich Ausstellung und umgekehrt. Das Licht für eine der ersten Shows kam von alten Sonnenbänken, und man beschmierte sich mit Kunstblut. Irgendwie kein Wunder, dass für Franz Ferdinand das Genre „Art School Rock“ erfunden wurde – was, wie so viele Labels, sich nicht auf die Musik selbst bezieht, sondern eben auf biographische Settings und Rahmen.

Wie dabei die Collage aus visuellen Referenzen zu lesen ist, in die sich eine Band hält, hat man inzwischen gelernt: am besten gar nicht. Die Codes sind losgelöst. Franz Ferdinand tragen Röhrhosen, ohne sich übermäßig für die Achtziger zu begeistern, erstarrten auf der Bühne in Rockstarposen, ohne Dicke-Eiermusik zu machen – textlich herrscht eher gezielte Genderverwirrung, als dass Sänger Alex Kapranos wirklich nicht wüsste, mit wem er ins Bett möchte (darüber gab dann das Stück „I don't Put Your Boots On“ vom zweiten Album Auskunft, Eleanor Friedberger ist die Sängerin der Fiery Furnaces und mit Kapranos zusammen). Ihre Plattencover der ersten Jahre waren an die Bildsprache sowjetischer Propagandaposter angelehnt, und die schmalen Krawatten erinnern an die Zeit der Beat-Bands, während sie selbst sich ästhetisch in einer Art Traum-

Berlin der Weimarer Republik sahen. Auch dieser kultursemiotische Rundumschlag ist ein typisches Art-School-Ding, könnte man behaupten, wenn man das Genre weiterfüttern wollte.

Werden Franz Ferdinand nach Einflüssen gefragt, nennen sie Orange Juice, eine schottische Band aus den Achtzigern, Talking Heads, Buzzcocks, Beatles – und Autoren, bildende Künstler und Filmemacher. Charles Bukowski natürlich, von dem eigentlich jeder Mann mit Dreitagebart behauptet, er habe ihn irgendwie beeindruckt, aber auch Neo Rauch oder der Regisseur Joseph Losey.

Ob das alles stimmt, kann man wiederum auch nie wissen: Franz Ferdinand schreiben ihre Geschichte gerne mit jedem in-

Eine der liebsten Beschäftigungen der Band soll es sein, sich gegenseitig die Wikipedia-Einträge zu manipulieren

terview um. Eine der liebsten Tourbeschäftigungen der Band soll es sein, sich gegenseitig die Wikipedia-Einträge zu manipulieren. Halbfiktive Biografien sind, genauso wie das Referenzkarussell, seitdem zu einer Art Lieblingsinstrument der Selbstdarstellung in den Zeiten des Internets geworden: Jede Proberaumband schreibt auf ihrer Myspace-Seite inzwischen, sie sei vom Film noir beeinflusst.

Bei Franz Ferdinand wird alles natürlich noch selbstironisch gespiegelt und getrieben: „I love your friends, they're all so arty, yeah!“, ätzt Alex Kapranos im Disko-Stämpfer „Do you want to? von 2006. Arty war mal eher das neue Cool, bevor es diesen elitistischen Beigeschmack bekam, mit dem Kapranos es benutzt. Dass Musik – im Gegensatz zu

Kunst – nichts mit elitären Absichtenbildungen zu tun habe und dass es egal sei, wer und wie viele deiner Lieder hören, predigt Kapranos immer wieder. Deshalb haben Franz Ferdinand auch keine Dünkel, in den großen Fernsehshows aufzutreten, breitflächig mit dem AMÉ zu kooperieren, der *Bild*-Zeitung der Musikwelt, oder in „Harry Potter und der Feuerkelch“ auf dem Abschlussball eines Zaubereinterjats zu spielen. Was ja in Ordnung oder zumindest nicht beschwerlicher als falsches Blut und Soupeablake wäre, würde man es dann nicht doch aus der alten Kunststudentenhaltung heraus verteidigen.

In den deutschen Charts sind Franz Ferdinand noch nicht gelandet. Dafür ist pünktlich zur Albumveröffentlichung soeben auf Deutsch im Rockbuch Verlag ein echtes Streber-Buch erschienen. „Franz Ferdinand von bis A bis Z: Im Duktus einer mäßigen Seminararbeit versucht Autorin Helen Chase neben den üblichen biographischen Abszessen, Videos kunsthistorisch zu werten oder einzelne Songs zu analysieren – und das ohne die Fundiertheit des Musikkritikers, die hier zur Abwechslung mal angebracht wäre. („Die Single „Take me out“ ist das perfekte Beispiel für eine Kombination von fröhlicher Musik und depressivem Text.“) Eine 185 Seiten starke, todernste Enzyklopädie über eine Band, die es seit knapp sechs Jahren gibt, braucht wahrscheinlich niemand – außer natürlich dem Fan. Ihm werden unter anderem hübsche Fotos und eine Auflistung aller Konzerte bis Mitte 2006 geboten – an die 550.

Franz Ferdinand sind eine Tourband, das ist so ein Satz, den man gerne mal sagt, ähnlich wie

der mit Deutschland und der Turniermannschaft. Das zweite Album entstand quasi im Hotelzimmer, ein etwas überhasteter Nachfolger. Das dritte ist nun, wie es der Mythos von der Veröffentlichungsdynamik verlangt, das, wofür man sich Zeit gelassen hat. Produzenten verschissen, vielgedacht, viel ausprobiert, bis man wieder irgendwo am Anfang, bei sich selbst gelandet ist.

„Tonight: Franz Ferdinand“, erschienen bei Domino, soll eine Platte über und für die Nacht sein, fast ein Konzeptalbum, die Party als Analogie für Sex und Leben und so, düster und glitzernd. Dabei klingen die Refrains eher, als hätte sich die wahre Euphorie schon längst totgelaufen: Ein „Oh yeah, turn it on / c'mon let's get high“, gefolgt von einem schunkeligen „Lalalala“ und dem referenzbelasteten Einzelwort „Hlysees“ erschlägt die noch so schlaue Strophenrhythmik. So klingt Discobedonismus, wenn er schon etwas schwachbrüstig ist. Bald werden auch die letzten jungen Männer mit Hut dazu nicht mehr über die Tanzflächen toren. Zumindest nicht im Vereinigten Königreich. Dort ist man gerade eher in Math Pop verliebt in extrem durchdrachte Strukturen und Gitarren, die sich als körperlose Elektronika machen. Was Franz Ferdinand machen, erscheint dagegen fast antichristlich: Rockgitarren und ein funkiger, dreister Bass, manchmal Achtziger-Synthesizer und die typischen, hymnischen Melodielinien. Auch Elektronisches ist dabei, bleibt aber eher aufgepoppt, als in die Strukturen einzudringen. Die sonderbare Percussion soll übrigens das sparsam eingesetzte Klappern von Menschenknochen sein. Das ist das Tolle an zu viel Artiness. Man würde dieser Band auch zutrauen, dass sie so

was nur anstellt, um sich über den – eigentlich nur medial ausgerufenen – Trend zum sogenannten Afrobeat lustig zu machen.

Das achtmünötige „Lucid Dreams“ zeigt derweil gewissermaßen die Entwicklung, bei der sie selbst freiwillig auf der Strecke geblieben sind. Ein Rock-'n'-Roll-Stück, das sich langsam in Elektroblubb verwandelt. Und dann, im nächsten Song, plötzlich wieder eine ziemlich gut gelungene Beatles-Übersetzung. Vielleicht wäre das ein zukünftiger Franz Ferdinand-Sound.

Fragt sich nun, ob die Metapher vom Tod einer Band wirklich nur romantischer Musikjournalistenquatsch ist. Franz Ferdinand werden weiterhin in den Hallen spielen, die kurz vor den Arenen kommen. Preise werden sie kriegen, aber die Jungen nicht. Die sind erst mal weitergezogen. Tatsächlich ist aber eine Vorstellung des Drummers Paul wahr geworden, die er damals bei der Bandnamenfindung angeblich ziemlich lustig fand: Wenn der Name Franz Ferdinand fließt, denkt zumindest in einer Generation niemand mehr an den österreichischen Erzherzog, dessen Ermordung den Ersten Weltkrieg löst.

berichtigung

Gestern berichteten wir über die dreidimensionalen Visualisierungen der Pläne zur „Deutschen Stadt Warschau“ durch die polnische Künstlerin Aleksandra Poliszewicz. Vergessen haben wir aber, ihnen, den werten Lesern, mitzuteilen, wann diese Arbeiten entstanden sind. Wenn wir die Webseite der Galerie Le Guern in Warschau richtig lesen, dann war's 2006.